Mannequin, Travail et liberté, Tomes I. II., Paris 1863.

Insbesondere von Werth und Rente.

Ein bemerkenswerthes, wohl durchgearbeitetes Buch; selbst da, wo es den ökonomischen Liberalismus und Individualismus unserer Ansicht nach im Extrem vertritt, ist es noch reich an fruchtbaren Gedanken und belegenden thatsächlichen Anführungen.

Der Verfasser bekennt sogleich in der Einleitung seine entschiedene Farbe als Anhänger der Cobden, Bright, Milner Gibson, Dunoyer, Bastiat, eine Richtung, auf welche schon der Titel des zweibändigen Werkes deutlich genug hinweist. Autoritäten der liberalen und ultraliberalen Nationalökonomie Englands und Frankreichs citirt *Mannequin* mit bescheidener Anhänglichkeit.

Das selbstständige Verdienst seines Buches findet der Verfasser der Vorrede zufolge einmal darin, dass viel Geschriebenes von ihm in zehnjährigen Reisen sowohl in den Mittelpunkten der europäischen Cultur als in den Hauptländern Südamerikas erlebt ist, und in der That geht ein Reiz der frischen, concreten Anschauung durch die beiden Bände hindurch. Sodann glaubt er sich das Verdienst beilegen zu dürfen, die Lehre vom Werth gereinigt und viele der wichtigsten Probleme (über Vertheilung der Güter, Rente, Pauperismus u. s. w.) im unmittelbaren Anschluss an seine Auffassung des Werthes klarer gestellt zu haben. Der erste Band ist demgemäss hauptsächlich der Werth- und Preislehre (S. 1—262), dem „Princip der Gütervertheilung" (S. 263—358), der Lehre von den „ökonomischen Ungleichheiten" (S. 359—468) gewidmet, und ist in lezterem Abschnitt vorzüglich die Rentenlehre behandelt.

Der Werthbegriff erscheint dem Verfasser als der „mythische Drache, welcher Viele am Eingang des Studiums der politischen Oekonomie abgeschreckt" habe. Unser Autor hofft ihn nun erschlagen zu haben; denn er bemerkt (*p.* 81 der Einleitung), nachdem er ein wiederholtes Durchdenken dieses Begriffes von seiner Seite versichert hat: „Der Drache, der den Eingang der ökonomischen Wissenschaft verwehrte, ist verschwunden, und ferner, so hoffen wir wenigstens, wird Niemand mehr von dieser Wissenschaft sagen, dass sie steril und langweilig sei." Mannequin's Begriff des Werthes: *„la proportion, suivant laquelle s'échangent entre elles les choses, objets de l'industrie et du commerce"* (I, p. 111) ist nun freilich kein solcher, dass wir sehr geneigt wären, Herrn *Mannequin* als den heiligen Georg der Nationalökonomie anzusehen. Auch ist diese Auffassung des Werthes

als der Proportion der Tauschäquivalente ebenso wenig neu, als sie in sich fruchtbar ist; eben wieder hat Macleod den Werth als das Verhältniss der *„exchangable quantities“ (exchangeable relation of any quantity with respect to any other quantity)* bezeichnet, freilich unter viel stärkerer reformatorischer Prätension, als sie unser liebenswürdiger französischer Autor bekundet. Der Grund, wesshalb Referent den Mannequin-Macleod'schen Werthbegriff für keinen wesentlichen Fortschritt ansieht, hat er z. Theil an anderer Stelle dieses Heftes der Zeitschr. (s. unt. die Uebersicht über das *Journ. des Econ.*), mit Rücksicht auf Carey's, Seneuil's und Baudrillart's Aeusserungen über denselben Gegenstand, ausgeführt. Diess hält ihn aber nicht ab, den dogmengeschichtlichen Ueberblick, welchen M. über die Auffassung dieses Grundbegriffes bei den Franzosen und Engländern (p. 1—104) giebt, als beachtenswerth zu bezeichnen.

Mannequin beginnt in diesem Ueberblick damit, dass eine Autorität, wie Rossi (*leçons* 3 und 4) den Begriff als einen leider noch nicht feststehenden bezeichnet habe, und dass Bastiat, der ihn fest gefunden zu haben behaupte, doch seine Unsicherheit darüber verrathe; denn dieser beginne seine Erörterung der Lehre vom Werth mit den Worten: *„Dissertation ennui. — Dissertation sur la valeur, ennui sur ennui“.* Zunächst nimmt Mannequin Mill's Auffassung des Werthes aufs Korn; er tadelt, was nichts Neues, die anfängliche Nebeneinanderstellung von Gebrauchs- und Tauschwerth, die unmittelbar folgende Verwechslung des ersteren mit *utilité*, und die Bezeichnung des Preises als Tauschwerthes in Metallgeld. Man. will zwischen der gemessenen Sache, dem Massstabe (Geld) und der Zahl des Messungsergebnisses (Preis) bei der ökonomischen, wie bei aller andern Messung scharf unterschieden sehen. — Der Verfasser beurtheilt weiter die Werthbegriffe von Law und Condillac, welche den Werth aus Nuzen und Seltenheit ableiten. Die Stelle bei Law in *Considerations s. l. n. ch. I.* lautet wörtlich: *les choses tirent une grande valeur des usages, auxquels on les applique; et leur valeur est plus grande ou moindre, non pas tant en raison de leurs usages plus ou moins estimés, plus ou moins nécessaires, qu'en raison de leur plus grande ou moindre quantité, comparée à la demande qu'on en fait,“* Beispiele Wasser und Diamanten. Bei Condillac wird *utilité* mit *besoin* als Grundlage des Werthes gleichbedeutend genommen; er sagt in *Commerce et le Gouvernement: la valeur des choses est fondée sur leur utilité, ou ce qui revient au même sur le besoin, que nous en avons ... un besoin*

plus senti donne aux choses une plus grande valeur, la valeur des choses croit donc dans la rareté, et diminue dans l'abondance;" im „*besoin senti*" klingt das Gefühl des Richtigen durch. — Besser gefällt dem Verfasser in der Hauptsache Turgot, weil er Preis und Werth wenigstens für die praktische Anwendung der wissenschaftlichen Sprache zusammenwerfe und bemerke, dass der Werth an sich keine äussere Erscheinung habe, blos in der Schäzung beruhe (*valeur estimative*). Mysticismus nennt es Mannequin, dass Turgot den Werth nach Galiani (*della moneta*) auf den Menschen zurückführe. Bekanntlich hat Protagoras bemerkt: πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπον εἶναι; ihm nach scheint Galiani geschrieben zu haben. Turgot drückt dasselbe so aus: „*la valeur estimative pour l'homme isolé est précisément la portion du total de ses facultés qui répond au désir qu'il a de cet objet, ou celle, qu'il veut employer à satisfaire de ce desir.*" Dieses Streben einer tieferen Begründung des Werthes sollte von Man. weniger geringschäzig behandelt werden; denn seine „Tauschäquivalentproportion" erklärt die äussere Tauscherscheinung, nicht aber die tieferen Ursachen des Werthes. Auch ist in Turgot's Definition bereits die Arbeit in ihren wesentlichen Zusammenhang mit dem Werthe eingeführt. A. Smith, welcher auf Turgot besonders stark sich stützt, hat T.'s Werththeorie nicht vertieft, sondern nur einzelne Seiten plastisch ins Praktische gearbeitet und die Arbeit in den Vordergrund der Werththeorie gestellt; seine Unterscheidung von Gebrauchswerth, welcher rein mit Brauchbarkeit verwechselt wird, und von Tauschwerth ist ein Missverständniss der nach Mannequin damals in der französischen Wissenschaft kursirenden Begriffe *valeur qualité* und *valeur mesure, valeur estimative* und *valeur échangeable.* Turgot's *valeur estimative* ist offenbar der generelle Werthbegriff, die Bedeutung des Gutes im wirthschaftlichen Zweckbewusstsein des Menschen, eine Bedeutung, welche auf der Schäzung für den Gebrauch (Gebrauchswerth) oder für den Tausch (Tauschwerth) beruhen kann. Dem Referenten ist es von Interesse, bei Turgot durch Mannequin diesen „*valeur estimative*" zu finden; ohne Kenntniss davon hat er an anderer Stelle („die ethische Seite der Lehre vom Werth", akademisches Programm von 1862) dasselbe, aber in allgemeinerer Beziehung zu dem ethischen, auf menschliches Bewusstsein und menschliches Handeln gestützten Wesen des Wirthschaftslebens nachgewiesen, und gezeigt, dass das Tauschäquivalent erst die Folge der Werthschäzung, äusseres Maass- und tauschmässige Erscheinung des Werthes sei; es ist dort auch gezeigt, dass und warum Brauchbarkeit

und Gebrauchswerth verschieden, inwiefern Werth und die Arbeit als hauptsächlicher Bestimmungsgrund des Werthbewusstseins in Zusammenhang zu bringen seien. Mannequin lobt an Smith gerade diess, dass er an Turgot das Tiefere weggeschnitten und den Werth in Tauschwerth und Preis habe ausgehen lassen. Ricardo tadelt er, dass er den Tauschwerth oft den „relativen" Werth nenne und also einen darüber stehenden „absoluten" noch vorauszusezen scheine. Unbegreiflich ist dem Verfasser der dreifache Werth bei Malthus: Gebrauchswerth = innerer Nüzlichkeit der Sache, nomineller Tauschwerth = Geldpreis, innerer Tauschwerth, ungefähr = Sachpreis. Die Widersprüche von Say über den Werthbegriff, das Schwanken des französischen Oekonomisten zwischen der Erfassung der subjectiven Natur des Werthes und einer sonst bei ihm vorherrschenden Zurückführung blos auf die objective Nüzlichkeit der Sache, sind unserem Verfasser zuwider, namentlich aber die Stelle bei Say *(C. compl. 2. ed. p. 9)* *„la valeur est une qualité purement morale et qui parait dépendre de la volonté fugitive et changeante des hommes."* — Im weiteren Verlauf verfolgt M. die gequälten Werthdefinitionen der neueren französischen Oekonomisten: von Rossi, Bastiat, Passy, dessen Artikel im *Dictionnaire* gebilligt wird, und des Garnier mit seiner zusammengestoppelten Theorie. Rossi scheint unserem Autor durchaus verworren in der Frage. Diess ist in der Hauptsache richtig. Indessen entnimmt Mannequin selbst dem geistreichen Landsmann die Idee, dass der Werth „keine inhärente Qualität der Sachen" sei und stellt sich auf den Kopf in Verwunderung darüber, dass für Rossi selbst die *utilité* keine Qualität der Sache sei; diess kommt aber nur daher, dass Rossi *utilité* und *valeur en usage* in der herrschenden Weise gelegentlich *promiscue* gebraucht und doch einen specifischen Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Brauchbarkeit festhalten zu müssen instinctiv fühlt; lezteres geschieht z. B. in der Definition: *„la valeur en usage est le rapport des besoins de l'homme avec des objets exterieurs; la valeur en échange n'est qu'une forme de la valeur en usage; elle dérive du même principe."*

Negativ recht gut, scharf bei aller verdienten Hochachtung, ist Mannequin in der Kritik des Werthbegriffes von Bastiat; diese Kritik ist mit Recht eine ausführliche, da Bastiat grosse Schule über Frankreich hinaus gemacht hat. Bastiat's Werthbegriff stüze sich auf seine psychologische Anschauung. *Besoin* und *satisfaction*, sagt B., seien als Gefühlsdinge rein persönlich, innerlich, unübertragbar; der *„effort"* dagegen, das Band *(lien, moyen)* zwischen Bedürfniss und Befriedi-

gung, sei als Willensding, als Handlung der Veräusserung und Uebertragung fähig (?). Die Veräusserung von *efforts*, der „*échange des services*“ sei der Inhalt der politischen Oekonomie, die ihrerseits nur eine lange Explication des Begriffes des Werthes sei. Der Werth entstehe als Begriff, nicht blos als äussere Erscheinung, erst durch den Tausch. Im Tausch werden Anstrengungen (Dienste, Arbeiten) übertragen, nur die *efforts* seien kommensurabel und daher werthbar, schäzbar (*évalués*), weil sie im Gegensaz zu den *besoins* und *satisfactions* übertragbar seien. Der Werth, der so erst in Folge des Tausches der *efforts* oder *services* entstehe, sei daher zu bezeichnen (mit der bekannten Definition) als *le rapport de deux services échangés.*“ Mannequin, ein Feind aller Metaphysik, ist hier wenigstens der gerechte Gegner einer schlechten Philosophie und insbesondere Psychologie. Er wendet mit gesundem Verstande ein, dass die „Anstrengungen“, „Dienste“, Arbeiten, so schwer als die Bedürfnisse und Befriedigungen vergleichbar unter einander seien. Er wendet ferner ein, dass das Uebertragbare und das Gewerthete, das sogen. „Band zwischen Bedürfniss und Befriedigung“ nicht die Arbeit, sondern das „Resultat der Arbeit,“ das objective Gut sei. Und richtig bemerkt er, dass Bastiats Werththeorie nur eine weitere Ausspinnung der Smith-Ricardo'schen Werththeorie sei, was in der That sofort erhellt, wenn man an Stelle von *effort* oder *service* (oder „zu überwindendes Maass der Uebermacht der Natur über den Menschen“ nach Carey) das Wort *travail* oder *labour* sezt. Gut ist auch Mannequin's Bemerkung, dass Bastiat in einen Widerspruch verfalle, wenn er den Werth bald der auf das Gut verwendeten, bald derjenigen Arbeit proportional erkläre, welche dem Käufer erspart werde. Zu der zweiten Erklärung, welche überdiess Carey [1]) als ein Plagiat Bastiat's an Carey's *principles of pol. ec.* (von 1837—40) zu bezeichnen neuerdings keinen Anstand genommen hat, gelangt Bastiat bekanntlich zu dem Zweck, um mit der alten *crux* des Diamantenpreises fertig zu werden. Mannequin bemerkt mit Recht, dass die producirende und die ersparte oder besser zu ersparende Arbeit (Productions- und Reproductionskosten nach Carey) weit auseinanderfallen können, die Zurückführung des Werthes bald auf das Eine bald auf das Andere demgemäss ein Widerspruch sei. Er hätte weiter anführen können, dass die ersparte (zu ersparende) Arbeit nach der Zukunft hin ebenso vom wirklichen Marktwerthe differiren kann, überhaupt unbestimmbar ist, wie die wirklichen Productionskosten des Gutes oder

1) *Social Science,* 1858. Vorrede.

der Werth der Arbeit, welche zuvor das Gut wirklich producirt hat, von dem Marktwerth differiren. Carey's Zurückführung des Werthes auf die ersparte Arbeit, auf die Reproductionskosten analysirt den Grund des Werthes ebenso wenig genügend, als die Zurückführung auf den Werth der wirklich producirt habenden Arbeit oder auf die Productionskosten es vermag. In beiden Fällen liegt eine Verwechslung des Werthes selbst, d. h. der (auch den Tausch beherrschenden) Bedeutung des Gutes für das wirthschaftliche Zweckbewusstsein des Menschen mit wesentlichen Bestimmungsgründen des Werthes im wirthschaftlichen Bewusstsein vor; für den Verkäufer ist die aufgewendete, für den Käufer die „ersparte“ Arbeit sehr bestimmend für die Werthfestsezung, aber der jeweilige Werth fällt weder mit der aufgewendeten noch mit der eventuell aufzuwendenden Arbeit zusammen. Der Werth ist eine wissenschaftliche Kategorie von innigem Zusammenhang mit der Arbeit, wie diese von innigem Zusammenhang mit dem Werthe ist. Aber beide fallen nicht zusammen, sondern sind selbstständige Kategorieen, und die ältere Schule handelt gewiss wissenschaftlicher, indem sie die Berührungspuncte beider, wie andererseits die Ursachen der Nichtcoïncidenz und die Abweichungsgrenzen erörtert, als die Bastiat'sche Schule, welche in dem „*service*“ beide Kühe grau macht, eine absolute Proportionalität von Arbeit (bald aufgewendeter, bald ersparter) und von Werth behauptet; im Leben trifft lezteres dann erst nicht zu und verleitet lediglich zur Ignorirung und Rasirung wissenschaftlich sehr relevanter Erscheinungen, wie z. B. der Grundrente, der Rente überhaupt, der möglichen Differenz von „Arbeitswerth“ und „Arbeitspreis“ (Lohn) [1]. Diese leztere Konsequenz tritt in der That bei der Bastiat'schen Schule in Frankreich und in Deutschland gegenwärtig mit bekannter Einseitigkeit hervor, und wir haben schon im J. 1862 auf diesen Zusammenhang des Werthbegriffes von Bastiat-Carey mit dem Streben der Elimination der Rente u. s. w. hingewiesen (die ethische Seite der nationalökonomischen Lehre vom Werth S. 34—37).

Leztere Auffassung des Referenten scheint auch Mannequin zu theilen, wenn er sagt (I, 82 f.): „*Si Bastiat voit bien, d'où vient la valeur et où elle n'est pas, il ne voit pas ce qu'elle est ni où elle est . . . Sa theorie de la valeur a eu pour résultat de lui fermer les yeux sur la nature de la rente; elle en a eu de semblables et peut être de plus graves encore chez des esprits,*

1) Daher auch der heftige Angriff von Lassalle auf Bastiat.

qui se proclament ses disciples.“ Nur hat Mannequin in seinem Abschnitt über die Rente vergessen, diesen Zusammenhang näher auszuführen.

Nicht ebenso vermag Referent mit Mannequin's eigenen Aufstellungen über den Werth übereinzustimmen. M. identificirt *valeur* und *prix,* wie schon angeführt; denn nach allgemeiner Anerkennung sei *valeur* ein Verhältniss (*rapport*), ein Mass. Der Massstab sei das Geld, das Messungsresultat der Preis, das gemessene Object sei nicht der Werth, welcher ja selbst ein Verhältniss ausdrücke, sondern das sei *la richesse* (Gut, Vermögen). Hiebei ist denn nur zu verwundern: wesshalb der Sprachgebrauch, nicht blos der deutsche, sondern auch der französische, Werth und Preis unterscheiden. Dass der Werth nothwendig eine Proportion sei, ist eine *petitio principii,* denn nur der Preis ist ein Mass des Werthes, eine Werthproportion, welche im Tausche sich äusserlich ermisst, als solche möglich, weil die beiden Tauschgüter die gemeinschaftliche Eigenschaft haben, dem Menschen der Tauschgesellschaft werth zu sein; der Preis erst ist das Tauschmass des Werthes. Das Wort Gut, Vermögen (*richesse*) wird nicht überflüssig, wenn der Werth eine selbstständige Kategorie ist. Denn das Gut und zwar das ökonomische Gut (*richesse* im Gegensaz zu *utilité* überhaupt) ist Bezeichnung des einzelnen werthhabenden Objectes, Vermögen ist der Inbegriff solcher im Eigenthum eines bestimmten Subjectes befindlicher Objecte, während Werth eben die Bedeutung des Gutes für das allen Wirthschaftsprocess leitende geistige Moment, für das subjective wirthschaftliche Zweckbewusstsein, ohne nothwendige Beschränkung auf eigene Güter, ist. Der Werth ist gleichsam die Erscheinung des Gutes im wirthschaftlichen Willen. Weil der bewusst handelnde Mensch die schaffende und herrschende Kraft der Volkswirthschaft, so ist das Gut in seiner subjectiven Bedeutung für das menschliche Bewusstsein, so ist die Thatsache, dass und warum es ihm „werth“ ist, ist der Werth die bedeutendste Kategorie der Nationalökonomie, eine Kategorie spezifisch, wie nur irgend eine andere: Gut, Vermögen, Kapital, Arbeit. Der Preis ist nur der im Tausch an einem andern Werthgute gemessene Werth, das Geldmass des Tauschwerthes, er ist eine spezielle Erscheinung, welche so wenig, als die Kosten oder der Inbegriff des dem Zustandekommen eines Gutes geopferten Werthes, einer selbstständigen Bedeutung neben dem Begriff des Werthes entbehrt. Nach deutschem Sprachgebrauch ist ein Gut werth, ohne dass man gerade an den Preis denkt.

Eben diese Auffassung des Werthes gestattet für die arbeits-

theilige Tauschgesellschaft die vollste Erklärung des Preises (Vgl. meinen Artikel Preise, D. St., Wörterbuch). Sie gestattet, die Konfusion des Werthes mit der Arbeit zu vermeiden, und doch seinen Zusammenhang mit dieser zu erklären. Wir müssen bezweifeln, ob Mannequin's Konfusion von Werth und Preis, seine Substitution von *richesse* an Stelle des Werthes die wunderbare Fruchtbarkeit *(merveilleuse fécondité)* besize, von welcher Mannequin spricht (I, S. 103). Alles, was er im dritten Hauptabschnitt über das Spiel von Angebot und Nachfrage in der arbeitstheiligen Volkswirthschaft u. s. w. aus seinem Werthbegriff ableitet, findet aus dem angegebenen Werthbegriff, welcher nicht auf die irgendwie hergeschneite Proportion der Tauschäquivalente, sondern auf die Schäzung im wirthschaftlichen Bewüsstsein des Menschen zurückgreift, eine originärere Erklärung, und zwar ohne alle „Metaphysik." (Vrgl. m. oben angef. Art. Preise).

Im IV. Hauptabschnitt entwickelt der Verfasser das Princip der Austheilung des Volksvermögens.

Als solches gilt ihm die Arbeit. Jedem soll ein seinem Arbeitsertrag entsprechender Werth zugehen, wie diess Locke, Comte, Dunoyer, Thiers, Troplong, Jules Simon, Cousin, und im Grunde auch die Socialdemokraten (neuestens Lassalle), entwickelt haben. Darauf stüzt er, wie die liberale Rechtsphilosophie, auch das Eigenthum; dieses ist ihm nur die zum Recht erhobene Vertheilung des Volksvermögens nach dem Arbeitsbeitrag. Dieses Vertheilungsprincip wird nach seiner Ansicht durch die jezige Concurrenz der Unternehmer, Kapitalisten und Arbeiter um den Ertrag ihrer gemeinsamen Thätigkeit so vollständig als möglich verwirklicht. Die Harmonie der Vertheilung nach dem Arbeitsbeitrag stelle sich immer wieder von selbst her unter dem Einfluss der freien Concurrenz. „*Ce phénomène est merveilleux, son principe est parfait, et il ne faillit dans l'application, que par les fautes des hommes. On peut juger par là* — sagt er gegen den Socialismus — *de ce que des systèmes arbitraires pourraient produire*" (I, 305).

Einige Bedenken scheinen dem Verfasser gegen die thatsächliche Verwirklichung seines Principes im Systeme der unbedingt freien Koncurrenz denn doch gekommen zu sein, wie seine Kapitel über Besteuerung und über Wohlthätigkeit anzeigen. Mannequin hat zwar die organische Anschauung, die Referent früher in dieser Zeitschrift vertreten hat, dass der Staat die Steuern, die er erhebe, mit Diensten bezahlen müsse. Allein M. fühlt sich veranlasst, zu be-

tonen, dass Leistung und Steuervergeltung im Staatsleben einander im Einzelnen nicht correspondiren, fordert, dass diess besser werde; er hält von der öffentlichen, Wohlthätigkeit *(charité)* gar Nichts, und will auch für das Gebiet der öffentlichen Leistungen mehr freie Koncurrenz.

Allein damit zeigt er nur, dass seine Ansicht von der Verwirklichung des Vertheilungsprincips nicht ganz zutrifft. Am Staat und an der öffentlichen Wohlthätigkeit, wie sehr sie ökonomische Missgriffe da und dort zeigen, mehr noch an der Familie zeigt sich, dass die Vertheilung nach der Arbeit jedes Einzelnen in freier Concurrenz nicht das Universalprincip der Gütervertheilung in der Gesellschaft ist; der Staat macht Leistungen eben zur Hebung der Schwächeren mit der Gesammtkraft, wenigstens soll er es thun, die christliche Wohlthätigkeitsorganisation thut das Gleiche; was wäre denn die Lage eines Kindes, Greisen, Kranken ohne Familie bei strenger Distribution nach der Arbeit? Und — „Arme habt Ihr alle Zeit bei Euch." Stellt doch Mannequin selbst für rationelle (nicht classische, nicht religiöse) Volkserziehung die grössten Ansprüche an die Gesellschaft in ihrer öffentlichen (auch der staatlichen) Organisation (leztes Kapitel des Werkes II. Bd., 465 ff).

So wird sehr leicht der nationalökonomische Ultraliberalismus trotz seiner wahren Betonung des Princips der freien Koncurrenz für das Gebiet der privatwirthschaftlichen Leistungen und trotz seiner Verdienste um die Kritik einer unwirthschaftlichen Staatswirthschaft und Armenpflege, zu einem Extrem, welches vorübergehend eine einseitige Berechtigung zur Beseitigung übermässiger Vormundschaft hat, aber doch nur durch grosse Ueberhebung sich jezt überall als das allein und absolut wahre Princip der Nationalökonomie, als politische Oekonomie schlechthin zu bezeichnen vermag.

Mannequin freilich geht mit anerkennenswerther Konsequenz in der ultraliberalen Destruction des Staates zu Werke. Er schiebt in sein Buch einen langen rechtsphilosophischen Excurs (II, p. 205 —394) ein, welcher in die Pointe ausläuft: *la justice c'est la liberté.* Dieser Ausflug ist etwa interessant, soferne er mit dem französischen Denken auf diesem Gebiete bekannt macht. Im Uebrigen ist der wissenschaftliche Gewinn desselben ein sehr geringer. Der Verfasser, welcher auch den „Metaphysikern" der Rechtsphilosophie abhold ist und sagt (II, 221), dass die Metaphysiker bei so freiem Raisonnement über Architectur und Mechanik, wie sie es über die eingeborenen Ideen üben, „Monumente in die Luft und Eisenbahnen auf die Gipfel der Bäume bauen würden", zeigt sich selbst als einen Philosophaster, der im Glashaus sizt und nicht mit Steinen werfen sollte. Was es mit seiner

Rechtsphilosophie für ein Bewenden hat, zeigt z. B. die Entwicklung seines Sazes: *la justice c'est la liberté* (II, 323 ff.). Er begründet diesen Satz so: die das Gerechtigkeitsgefühl in uns erweckende Macht ist der Instinct der Erhaltung, die Liebe zum Leben ... Das Leben besteht theils in Willensfunctionen, theils in Functionen, die sich ausserhalb des Willens vollziehen ... Für erstere besteht das Leben in der Freiheit. Nur auf sie aber bezieht sich das Gefühl der Gerechtigkeit. Also ist die Freiheit selbst die Gerechtigkeit .. Darum das tiefe Wort *Lerminier's* als Motto seiner Rechtsphilosophie: *„le droit c'est la vie“!!* Ebensogut könnte man sagen: Die Macht, welche die ökonomische Thätigkeit in uns erweckt, ist der Instinct der Erhaltung des Lebens. Also ist die Volkswirthschaft Recht und Staat. Bald jedoch kommt Mannequin selbst dazu (S. 355) zu sagen, dass an die Freiheit sich die „Reciprocität“ hefte, und er schliesst sein rechtsphilosophisches Kapitel mit dem Stichwort: *la liberté c'est l'unité.* Also nicht bloss mit der Freiheit, auch mit der Einheit ist das Recht identisch. Freilich die „Reciprocität“ und die „Einheit“ ist vom Recht und seinem gesellschaftlichen Organe, dem Staate zu vollziehen. Nur führt diess auf eine Negation des absoluten Individualismus. — Recht hat der Verfasser darin, dass der Staat für das Recht nicht bloss mit Zwang einzuschreiten habe, dass das strenge Gesicht des Staates sich mit der Zeit in mildere Falten lege und derselbe für die Erfüllung des Rechtes ohne Zwang mit steigender Gesittung sich immer mehr verlassen könne. Aber ganz falsch ist es wieder, zu verkennen, dass es stets eine Reihe von Functionen giebt, welche desshalb, weil sie Zwang und Autorität bedürfen, Ordnung und Einheit verlangen, vom Staat, überhaupt gemeinwirthschaftlich, am wirthschaftlichsten vollzogen werden: von dem Heerwesen und der Gensdarmerie bis zur Landstrasse und gewissen Bildungsanstalten. Dafür aber hat Mannequin mit der Schule, welcher er angehört, in extremer Reaction gegen den freilich sehr unwirthschaftlichen Bevormundungsstaat, gar keinen Sinn mehr. Mit dem Kapitel: *que faire?* schliesst er sein Werk (II, 395 ff.) und da verlangt er Freiheit und nur Freiheit: mit Mill wünscht er den Bodenwerth so kursfähig wie einen Rententitel (II, 407), amerikanische Associationsfreiheit, wobei er in der That sehr Beachtenswerthes beibringt, Aufhebung der besonderen Geseze gegen Lohnkoalitionen der Arbeiter, Freiheit des Unterrichts (ohne alle Furcht vor der Kirche), selbstverständlich Freihandel, welchem schon zuvor (II, p. 35 ss.) ein besonderes Kapitel gewidmet ist, Befreiung der Gesellschaft von den Vorurtheilen, namentlich der klassischen Bildung, Verzicht auf die „theokratischen Utopieen der Autorität“, während die

politische Oekonomie als praktische Morallehrerin auftritt, endlich Beseitigung der Centralisation, wobei er die interessante Thatsache anführt, dass in Paris der Staat 877 Mill. Fr., in zwölf Departements nur je 2—6 Mill. verzehre; — immer und überall die Freiheit, *„il faut faire régner la justice, c'est à dire la liberté."*

Dieser extreme Verlauf des 2. Bandes ist um so eigenthümlicher, als der erste Band mit dem interessanten Kapitel *„les inégalités économiques"* geschlossen hat, worin die Thatsache der Ungleichheit in den persönlichen und unpersönlichen Voraussezungen der Arbeit und daher auch der Ungleichheit in der Ertragstheilung mit einer dem ökonomischen Ultraliberalismus ungewohnten Offenheit dargelegt ist. Mann. rechtfertigt hier unter A. die Rente, das Grundeigenthum, die allgemeine Bedeutung besonderer Gewinne in ähnlicher Weise, wie diess Referent ohne Kenntniss analoger Anschauungen bei den Franzosen und z. Th. bei Carey in seiner Nat.Oek. (namentlich S. 135 u. 147) schon im J. 1859 aufgefasst hat. Ebenda führt M. ebenfalls übereinstimmend aus, dass mit Carey's Erfahrungsnachweis der Unrichtigkeit der Ricardo'schen Hypothese der Urbarung in der Reihenfolge der natürlichen Fertilitätsklassen die Existenz eines Rentenverhältnisses überhaupt, und insbesondere in der Bodenwirthschaft, nicht beseitigt ist [1]. Auch M. erkennt in der Bodenrente eine Prämie der wirth-

1) Mannequin ist hierin umsichtiger, als z. B. Max Wirth, welcher die gute Uebersezung von Carey's *„social science"* (1858) durch Dr. Carl Adler (3. Bände, München, Fleischmann's Buchhandlung 1863) durch seine Vorrede patronisirt hat. Herr Wirth sollte billig sich wohl umsehen, ob nicht er selbst das Kind mit dem Bade ausschütte, bevor er anlässlich der von ihm gehudelten Ricardo'schen und sonstigen Bodenrentenlehre von „zwei Generationen politischer und wirthschaftlicher Quacksalber", vom „Unheil in den Köpfen der Halbgebildeten," vom „Spuck" auf den „Kathedern" zu reden beliebt. Mill müsste auch in die Verdammniss des H. Wirth fallen. Dieser aber sagt noch in der neuesten 5. Aufl. nach Ablehnung der Carey'schen Kritik von andern Gegnern des Ricardo. „Die leichtfertige und flüchtige Weise, wie Ricardo's Theorie oft von denen, die sie zu widerlegen sich das Ansehen geben, aufgefasst wird, ist sehr bemerkenswerth." Ganz besonders Wirths Vorrede ist wenig zur Rechtfertigung eines Tones angethan, der die Infallibilität eines nationalökonomischen Papstes athmet. — Durch diese Abweisung unziemlicher Angriffe sind wir nicht gemeint, die Adler'sche Uebersezung des Carey'schen geistvollen Werkes zu discreditiren, die uns vielmehr recht empfehlenswerth erscheint. Merkwürdig ist, dass Carey's neues Buch in Deutschland (wie auch der Referent von sich bekennen muss) erst im lezten Jahre bekannt geworden ist. Erst

schaftlichsten Appropriation des Bodenkapitals, deren Folge die wohlfeilste nicht die theurere Bodenproduction ist, und welche ebenso wirkt, wie analog in Handel und Industrie der Reiz besonderer Gewinne; auch bemerkt er, dass, wenn man die Rente confisciren wolle, man auch Erbschaft, Geschenk (und konnte er hinzusezen, Heirathsausstattung) beseitigen müsste. (Der Mensch müsste mit dem Himmel hadern, dass er durch gutes Wetter, Regen und Sonnenschein das eine Land, den einen Unternehmer, Händler etc. begünstigt und den andern benachtheiligt.)

Freilich ist Mannequin der Ueberzeugung, dass die ökonomischen Ungleichheiten mit der Cultur abnehmen; die Bodenrente z. B. werde durch rationellen Betrieb, Ausdehnung der Communication abgestumpft. Die persönliche Ungleichheit nehme ab, je mehr die Bildung zunehme. Für die fortlaufende Verwirklichung des demokratischen Princips oder der Gleichheit führt er u. A. Tocqueville's klassische Betrachtungen über die Demokratie an. Allein das ist relativ und ein erst werdendes Verhältniss. Die Rentenerscheinung im Allgemeinen ist doch constant.

Dem „Elend", der „Prosperität" widmet M. zwei besondere Kapitel. Unter fortlaufender Berufung auf die besten Quellen Morreau de Jonnès, Legoyt, Michel Chevalier, Reybaud, Léonce de Lavergne, Morreau de Christophe weist er nach, dass der moderne Industrialismus das Loos der arbeitenden Klassen nicht verschlimmert habe. Ist diese Beweisführung in Anordnung und Belegen auch nicht neu, so ist sie doch interessant gruppirt und für die gegenwärtig wieder angeregte Arbeiterfrage werthvoll. Der Verfasser betont Mich. Chevaliers alte Thesis gegen den Socialismus, dass die Schäden des Pauperismus weit mehr durch erhöhte Production als durch veränderte Vertheilung zu heben seien, und macht nachdrücklich auf die Lohnverbesserung anfmerksam, welche durch den Industrialismus dem Agrarproletariat zukomme, das gegenwärtig überall in Europa auf der Wanderung in die grossen Städte (unter dem Reiz höherer Löhne, behauptet der Verfasser) begriffen ist.

Mit zwei Worten verweisen wir noch auf das Kapitel „Colonisation" im 2. Band. Der Verfasser spricht sich hauptsächlich über die Ansiedlung in Südamerika aus, das er 12 Jahre lang in allen Richtungen durchstreift hat. Auch für die Kolonisation ist ihm Freiheit des Ansiedlers bei Rechtssicherheit und Frieden, die erste Bedingung des

---

bei dieser Gelegenheit scheinen auch Carey's ältere Schriften mehr Beachtung gefunden zu haben.

Gelingens. Die Ansiedlung durch speculative Gesellschaften tauge zu Nichts; er verweist auf das Schicksal der Dom Pedro'schen Deutschencolonie in Petropolis 10 St. von Rio, die im Aussterben begriffen sei. Die freie und individuelle Kolonisation werde am leichtesten den vier Bedingungen des Gelingens einer Kolonie gerecht: 1) junge, kräftige Ansiedler, 2) nicht blos fruchtbarer, sondern auch leicht zu urbarender und leicht in Verbindung zu sezender Boden, 3) ein naher Markt mit Strassen dahin, 4) die wohlfeilste Production für diesen Markt. Was den Punkt 2 betrifft, so bestätigt Mannequin aus Erfahrung für Südamerika, was Carey für Nordamerika behauptet, dass keineswegs der natürlich fruchtbarste Boden zuerst in Angriff genommen werde; öde, sandige Punkte treffe man in Chili, Peru u. s. w. wenige Stunden vom Schatten der üppigsten Vegetation zuerst besiedelt. Die Pampas schildert er als grosse Oeden. Die ökonomische Hauptbedingung des Gedeihens der Colonie sei leichte und wohlfeile Verbindung mit einem Markte. Von der neueren Zufuhr der indischen und chinesischen Kuli erwartet er nichts Gutes für das neuspanische Gebiet; wenn mit den Contracten die verdeckte Sclaverei zu Ende sein werde, werde man eine Bevölkerung haben, welche weit weniger als die Europäer die moralische Fähigkeit zum freien Ansiedlerleben besizen werde.

Schäffle.

Das Journal des Economistes vom October 1863—März 1864.

Das Octoberheft 1863 beginnt mit einem Auszug aus Reybauds Artikel „Industrie" in Blocks *dictionaire général de la politique*. — Hieran reiht sich eine Untersuchung von Th. Mannequin über das „französische Münzsystem, seine Vortheile, Unzuträglichkeiten und Gefahren." Nach einigen allgemeinen Erörterungen über Begriff von Werth und Geld und über die rationellen Anforderungen an ein Mass erörtert er die Vortheile und Bedenklichkeiten des gegenwärtigen französischen Münzsystems. Was die lezteren betrifft, so beklagt er es, dass man zur Zeit der Gründung des Systems dem eingelebten „*Livre*" zu lieb mit einem Franks die Münzeinheit zu klein angenommen habe; das 10 Fr. Stück wäre die natürliche Einheit gewesen. Die „Gefahr" findet er, wie natürlich, im Doppelwährungssystem, welches es dahin bringe, dass man gar keinen festen Werthmesser mehr habe, und dass die im Königreich Italien und in der Schweiz neuerdings (Uebergang zur Goldwährung) als Scheide-